



JUDITH
HERMANN

ICH MÖCHTE
ZURÜCKGEHEN
IN DER ZEIT



S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Für diese Ausgabe:

© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main
Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-10-397764-6

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischerverlage.de

Was hinterlasse ich, fragt mich meine Mutter.
Was habe ich zu vererben, was bleibt von mir, wenn ich
nicht mehr da bin.
Sie stellt diese Frage in einem eigentümlichen Tonfall,
heiter und verärgert zugleich. Sie gibt vor, es nicht ganz
ernst zu meinen, meint es aber offensichtlich mehr als
ernst, wartet meine Antwort nicht ab und beantwortet
sich ihre Frage selbst.
Sie sagt, nichts. Ich hinterlasse nichts, es bleibt nichts
von mir übrig.

I.

RADOM

Meine Mutter erinnert sich an die Tätowierung unter dem linken Arm ihres Vaters. Auf der Innenseite seines Armes, verblichen, blassblau, groß wie ein Pfennig. Sie hat die Tätowierung das erste Mal auf seinem Sterbebett gesehen, er starb in einem Einzelzimmer im Krankenhaus, sie war einundzwanzig Jahre alt und sah durch ein rundes Fenster in der Tür zu ihm hin.

Das ist, was sie mir erzählt hat. Was sie mir früher erzählt hat. Spreche ich aber heute mit ihr darüber, sagt sie, sie hätte von dieser Tätowierung schon immer, schon in ihrer Kindheit gewusst.

Sie sagt, diese Sache mit dem Sterbebett ist das, was du daraus machst. Vor allem dein Einfall mit dem runden Fenster in der Tür. Das ist, was du daraus machst.

Die Erinnerungen meiner beinahe achtzig Jahre alten Mutter an ihren Vater sind widersprüchlich und durcheinander, immer schon widersprüchlich und durcheinander gewesen. Durcheinander und Widerspruch sind keine Frage ihres Alters. Meine Mutter hat ihren Vater, meinen Großvater, nicht wirklich gekannt – so sagt

sie es, nicht wirklich – ihre Brüder haben ihn ebenso wenig gekannt. Er verließ die Familie, als meine Mutter jung war, er starb, bevor ich geboren wurde. Es ist nicht so, dass sie über ihren Vater nicht sprechen will, sie weiß aber nicht, was sie sagen soll, und was sie denkt, behält sie für sich. Sie zensiert sich selbst, ihre Brüder machen es genauso. Die SS-Vergangenheit meines Großvaters ist ein offenes Geheimnis, sie existiert und wird zugleich geleugnet. Mein Großvater war ein überzeugter Nationalsozialist, darüber hinaus Mitglied der Waffen-SS, die Tätowierung ist Kennzeichen der Zugehörigkeit und Hinweis auf die Blutgruppe, und offenbar hatte er nach dem Krieg keinen Anlass, sich von dieser Tätowierung zu trennen, sie entfernen zu lassen. Es hat Leute gegeben, die sich in den linken Arm geschossen haben, mein Großvater hat das nicht getan. Er hat die blassblaue Markierung zwanzig Jahre nach Kriegsende mit ins Grab genommen.

Meine Mutter wird unter anderem natürlich hinterlassen, meine Mutter und die Mutter meiner Schwester gewesen zu sein. Tochter meiner Großeltern gewesen zu sein; sie hat das Erbe ihrer Mutter und ihres Vaters übernommen, trägt es, wie gewichtig auch immer, und wird es weitergeben an uns. Möglicherweise hatte ich nach Überlegungen dieser Art vor Jahren im Bundesarchiv einen Antrag auf Akteneinsicht gestellt und erhalten. Vor der Pandemie. In meinem fünfzigsten Jahr,

in der Zeit jedenfalls, in der wir häufig damit beginnen, uns mit der Vergangenheit der Eltern, Großeltern beschäftigen oder auseinandersetzen zu wollen, ich bin mit meiner Suche alles andere als allein. Ich war ins Archiv gefahren, hatte meinen Mantel und meine Tasche in ein Spind geschlossen, ein Körbchen für Stift und Notizblock und eine Aktenmappe ausgehändigt bekommen. Die Mappe war leicht gewesen, darin eine Mitgliedskarte der SS, ein Besitzschein für Waffe und Holster, eine Gestellungsaufforderung und weiter nichts. Ich hatte diese Dokumente abfotografiert und zurückgegeben, die Ausstellung im Foyer angesehen, bevor ich Mantel und Tasche wieder aus dem Spind geholt hatte. Achtzig Jahre alte Tonaufnahmen. Die Stimme von Goebbels. Das markerschütternd dichte, fiebrige Summen einer Menschenmenge. Hitze. Das Gelände um das Archiv herum war mit Kies aufgeschüttet, im Kies Skulpturen, die ich für Baumpilze hielt, Xylobionten, was eigenartig gewesen wäre, weil Baumpilze nur kranke Bäume befallen und wenn diese Pilze ein Gedächtnis symbolisierten, wäre das Land, um dessen Gedächtnis es hier gehen sollte, krank.

Ein krankes Land.

Ich hatte vor dem Archiv lange auf den Bus gewartet, ich war mit leeren Händen zurück in die Stadt gefahren.

Meine Mutter hatte die Ergebnislosigkeit meiner Recherche nicht beeindruckt. Sie war weder enttäuscht noch überrascht gewesen. Sie hatte gesagt, sie habe nichts anderes erwartet, ich hatte sie gefragt, warum sie nichts anderes erwartet habe, sie war mir eine Antwort schuldig geblieben. Hätte nicht eigentlich sie in das Archiv fahren, mir dann davon erzählen müssen; wir hatten nicht darüber gesprochen, warum ich in dieses Archiv gefahren war, sie nicht. Sie hatte mir bei-läufig eine kleine, hölzerne Kiste überreicht, die sie anscheinend für ihren Vater vorgesehen hatte. Ich hatte den Eindruck, sie hätte mir diese Kiste nicht überreicht, wenn ich nicht ins Archiv gefahren wäre. Als hätte sie das jahrelang abgewartet – ich hatte eine Bedingung erfüllt, wir konnten nun weitermachen.

In der Kiste fand ich die Heiratsurkunde meiner Großeltern neben ihren Sterbeurkunden neben einem Entlassungsbrief aus der Kriegsgefangenschaft der Alliierten, Certificate of Discharge, neben einem Stapelchen unsortierter Fotos, die jemand auf den Rückseiten in sachlicher Schrift mit Orten und Daten versehen hatte. Meine Mutter konnte diese Schrift niemandem zuordnen. Sie sagte, sie kenne diese Schrift nicht, ihre sei es nicht, nicht die ihrer Mutter und die ihres Vaters auch nicht.

Mein Großvater im Turnerbund. Mein Großvater in SS-Uniform. Auf einer Allee im Frühling auf jemanden zugehend, über den er sich freut. Am Tag seiner Hoch-

zeit, vor dem Standesamt steht die SS Spalier. Mein Großvater am Waldrand zwischen dunklen Tannen in einem zugeknöpften Mantel, auffällig blanken Schuhen und mit dem zweideutigen Lächeln eines Schauellers im Gesicht. Mein Großvater im Juli 1941 auf einem Motorrad der SS in Radom, Polen.

Was hat er da gemacht, in Osteuropa, in Polen, im Sommer 1941 in der zentralen Zone des Schreckens.

Ich hatte meiner Mutter diese Frage gestellt, sie hatte die Schultern gehoben und ihrerseits leere Hände vorgezeigt. Sie wusste nicht, was ihr Vater in Polen gemacht hatte. Sie wusste, dass Polen von den Deutschen besetzt gewesen war, dass es in Radom ein Ghetto gegeben hatte. Das zumindest wusste sie schon.

Mein Großvater wurde 1904 in Berlin geboren, sein Vater war Lehrer, seine Mutter starb früh. Er war zehn, als der Erste Weltkrieg ausbrach, vierzehn, als er zu Ende ging. Er machte eine Lehre zum Drogisten und den Abschluss mit der schlechtestmöglichen Note, er hatte im Einzelhandel zu tun, vermutlich verkaufte er Seife. Knöpfe. 1932 trat er in die NSDAP ein. Umstandslos, es sieht nicht so aus, als ob er gezögert hätte. Er heiratete meine Großmutter, bekam drei Kinder, zwei Söhne während des Krieges, eine Tochter, meine Mutter, im November 1945.

Er verschwand.

Kam zurück und verließ die Familie endgültig, er

ließ sich Mitte der fünfziger Jahre scheiden. Er war, so vermerkt es die Heiratsurkunde, protestantischen Glaubens. Ich bin sein erstes Enkelkind, er starb aber 1964, sechs Jahre vor meiner Geburt.

Das war, was ich von meinem Großvater wusste. Mehr wusste ich nicht.

Diese Bemerkung meiner Mutter, ich würde eine Geschichte aus meinem Großvater machen, ging mir nach. Sie sagte Sache, meinte aber Geschichte, fand eine Geschichte hier ungehörig, womit sie nicht unrecht hatte. War das Ungehörige das Ausschmücken einer ernsten, familiären Angelegenheit mit dem einen oder anderen erfundenen Detail. Ich hätte sagen können, aber ich muss eine Geschichte machen, eine Art von Geschichte jedenfalls, mir bleibt nichts anderes übrig, diesen Großvater muss ich mir ausdenken, weil du mir nichts von ihm erzählst. Wenn ich ihn mir ausdenke, lasse ich mich auf ihn ein. Mich auf ihn einzulassen, verringert den Abstand, den ich brauche, um ihn sehen zu können, ich hätte sagen können, das ist für eine Geschichte übrigens ein ziemlich kompliziertes Unterfangen. Darüber hinaus verfügt dieser Großvater, im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen meiner Familie, über keinerlei literarisches Repertoire. Weder Schwermut noch neurasthenische Befindlichkeiten noch Schwäche; wenn er abergläubisch gewesen sein sollte, hat er das für sich behalten. Er ist nicht

in Breslau geboren, hatte keinen Silberblick, besaß nichts, was mir noch heute lieb und teuer wäre, es ist etwas um ihn herum, das mehr als dunkel ist, ich muss es so sagen. Mein Großvater ist keine literarische Figur. Er ist Leerstelle, zugleich ist er das Gegenteil, er ist ein schrecklich blinder Fleck, es will mir nicht gelingen, ihn zu stellen. Er hat keine Geschichte, also kann ich keine aus ihm machen. Mein Großvater hält sich in der Zwischenwelt auf, und ich frage mich, hätte ich zu meiner Mutter sagen können, ich frage mich durchaus, ob ich ihn erlöse, wenn ich an ihn denke.

Mein Großvater ist in jeder Hinsicht ein Cold Case.

Im vergangenen Winter erlitt meine Mutter aus heiterem Himmel eine sogenannte transiente globale Amnesie. Allumfassender Verlust des Gedächtnisses, vorübergehend aber eindrücklich, meine Mutter wusste vom einen auf den anderen Moment nicht mehr, wer sie war. Sie wusste auch nicht mehr, wer wir waren. Sie wusste weder, wo sie sich befand, noch, woher sie kam und wohin sie gerade gewollt hatte. Sie wusste einige fürchterliche Stunden lang gar nichts mehr, und sie machte nicht den Eindruck, als ginge sie das etwas an – dann fiel ihr alles wieder ein. Sie war verschwunden, dann kam sie zurück.

Die Amnesie änderte am allgemeinen Erinnerungsvermögen meiner Mutter nichts. Es tauchten keine überraschenden Erinnerungen auf, die zuvor verschüttet

tet gewesen wären, und die Erinnerungen, die meine Mutter besaß, blieben unangetastet. Es war aber so, dass ich die Vorstellung, sie könnte noch einmal das Gedächtnis verlieren, sie könnte verschwinden, ohne dass ich etwas über ihren Vater und somit über sie erfahren hätte, nicht ertrug. Die Amnesie meiner Mutter führte dazu, dass ich nach Polen fuhr.

Wenn nicht jetzt, wann dann.

Ich reiste im Februar nach Radom. Zufällig und unabsichtlich am Todestag meines Großvaters, ich hatte die Abreise nicht an diesen Tag geknüpft, geschweige denn etwas von diesem Tag gewusst; meine Mutter hatte mich zum Abschied in dem beiläufigen Ton, den sie annahm, wenn sie von ihrem Vater sprach, darauf hingewiesen.

Sie hatte gesagt, du reist an dem Tag, an dem mein Vater gestorben ist.

Ich hatte das durchaus erstaunlich gefunden, sie nicht. Vielleicht hatte sie versucht, den Anfang der Reise nicht zu dramatisieren, weil das Ende der Reise gefährlich ungewiss war; heute aber denke ich, dass meine Mutter an und für sich die wenigsten Dinge erstaunlich finden will. Tatsächlich fuhr ich um die Zeit, die auf der Sterbeurkunde meines Großvaters vermerkt war, mit dem Zug über die Oder. Sechzig Jahre nach seinem Tod. Die Oder war grün, Flussinselchen am polnischen Ufer, Schwäne und Wintergestrüpp, Schneereste

unter Fichten, schieferfarbener Himmel, dann war ich auf der anderen Seite. Ich stieg in Warschau um, ich kam am frühen Abend in Radom an.

Radom liegt im südöstlichen Polen. Zwischen Warschau und Krakau, zwischen Weichsel und Heiligkreuzgebirge, polnische Kleinstadt mit Lehrerkollegium, Hochschule und Theater, einem Kino, zwei Museen und Industrie für Waffen und Präzisionstechnik. Ich hatte mir im Internet eine Wohnung gemietet, die nah am Bahnhof lag und gegenüber der Kathedrale der Heiligen Jungfrau Maria, ich wusste nichts über Radom. Die Wohnung war im dritten Stock im Seitenflügel eines Mietshauses, in dem jede Tür fünf oder sechs Schlosser hatte und zudem vergittert war, einzig meine hatte kein Gitter und nur ein einziges Schloss, sah aber so aus, wie sie annonciert gewesen war, groß, unpersönlich, schön leer. Am Abend meiner Ankunft kroch ich unter den Schreibtisch, um das Ladekabel des Laptops anzuschließen. Ich öffnete alle Fenster, stellte drei Stühle um und räumte die Schwarz-Weiß-Fotografien vom Eiffelturm und dem Jardin Luxembourg in den Schrank. Das Geschirr in der Küchenzeile war systemlos und angeschlagen, ich kramte es durch und entschied mich für eine grüne Tasse und einen Teller mit blauem Rand. Ich aß das letzte Hasenbrot, trank heißes Wasser und ging ins Bett. Die Kissen waren kalt, in der Wohnung über mir liefen Leute auf bloßen Füßen leise hin und

her, ich lag auf dem Rücken und lauschte, dann schlief ich ein. Als ich am Morgen wach wurde, saßen drei Tauben auf dem Balkontisch, die Köpfe im Gefieder, aufgeplustert gegen die Kälte, offenbar war die Wohnung meist verlassen. Das große Zimmer warm und hell, der Blick aus den Fenstern überraschend weit. Kiefern und Tannen, niedrige Häuser, winterliche Gärten bis zur Kathedrale hin. Ich ließ, den ganzen Februar über, meine Sachen im Koffer.

Ich klappte ihn auf, schob ihn in eine Ecke des Schlafzimmers, packte aber nur Bücher aus, PG Teatips, die Kiste mit den Papieren meines Großvaters und die unscheinbaren, aber wichtigen Dinge, die ich auf dem Schreibtisch haben wollte; ich hatte, all die Wochen über, das Gefühl, ich müsste eventuell überstürzt wieder abreisen, also ließ ich den Koffer, wie er war. Ich legte die Bücher auf das breite Fensterbrett und hängte ein Bild über den Schreibtisch, das ich aus meinem Berliner Arbeitszimmer mitgenommen hatte, eine gerahmte Fotografie meiner kindlichen, glücklichen Mutter am Tag ihrer Konfirmation. Die Fotografie war in Berlin eine von vielen inmitten einer Petersburger Hängung gewesen, an der leeren weißen Wand der Wohnung in Radom veränderte sie sich drastisch. Hatte sie in Berlin vor allem meine Mutter gezeigt, zeigte sie in Radom meine Mutter und ihre Familie, ein Umstand, dem ich bis dahin bemerkenswert wenig Beachtung

geschenkt hatte. Sie zeigte mir vor allem und wie zum allerersten Mal meinen Großvater. Hinter meiner Mutter. Die Hände sachte auf ihre schmalen Schultern gelegt. Meine Mutter trägt ein Festkleid mit besticktem Kragen, mein Großvater einen Anzug, die unbekannte Person, die das Foto schießt, macht eine Bemerkung, die alle erheitert. Meine Großmutter sieht in eindeutig zärtlicher, stolzer Hingabe zu meinem Großvater hoch. Die Familie ist miteinander verbunden, der ältere Bruder meiner Mutter hält die linke Hand seiner Schwester, der mittlere ihre rechte, beide Brüder lächeln strahlend und unbefangen in die Kamera. Mein Großvater ist, fünfzehn Jahre nach Kriegsende, ausgesprochen präsent. Er lächelt zurückhaltend. Er ist der Einzige, der seine Zähne nicht zeigt. Wie konnten die Geschwister, wie konnte meine Mutter darauf bestehen, diesen Vater nicht gekannt zu haben.

In Radom ging ich in die Stadt, jeden Nachmittag und jeden Tag ein Stück weiter. Ich wollte etwas über das Jahr wissen, in dem mein Großvater hier gewesen war; ich hatte angenommen, dass die Stadt auf mich gewartet hatte und mir eine Reihe notwendiger Schritte nun irgendwie diktieren, vorgeben würde, das tat sie aber nicht, also ging ich raus und machte mich auf die Suche nach etwas, von dem ich nicht wusste, was es war. Der Februar war eisig, es wurde spät hell, früh wieder dunkel, ich zog mich warm an und ging runter

in den Park, den ich von meinen Fenstern aus sehen konnte, Tadeusz-Kościuszko-Park. Durch den Park bis zum Antonio-Corazziego-Platz, dann die Żeromskiego entlang bis zur Wałowa, von der Wałowa aus auf den Marktplatz, in die Industriegebiete dahinter, in Brachen, dann in weitem Bogen zurück ins Haus. Ich trank Kaffee in einer Kawiarnia, in der die Kellnerin mir eine englische Karte aufzwingen wollte, bevor ich die Mütze abgesetzt, den Mantel ausgezogen hatte, ich bat auf Deutsch um die polnische Karte, wir rangen miteinander, schließlich gab sie unwillig nach, und ich bestellte etwas, das sich glücklicherweise als Hefezopf mit Zimt erwies. Ich saß am Fenster und sah auf die Żeromskiego hinaus, auf der deutsche Soldaten nach ihrem Einmarsch in Polen – lange her, zugleich gestern erst – die Schilder abmontiert und die Freiheitskämpfern, Architekten, Schriftstellern gewidmeten Straßen und Plätze der Stadt in Adolf-Hitler-Platz, Pappelallee und Lindenstraße umbenannt hatten; sie hatten das tatsächlich fertiggebracht, aber später hatten die Polen alles wieder rückgängig gemacht, hoffentlich für immer und ewig. In dieser Kawiarnia mit Blick auf den schönen eklektizistischen Karschów-Palast, auf die Garnisonkirche Stanisława Biskupa und das klassizistische Kierzkowski-Palais las ich Mitscherlichs »Die Unfähigkeit zu trauern. *Verleugnung ist ein Abwehrmechanismus, der sich auf störende Wahrnehmung der äußereren Realität bezieht, störend heißt, dass die Wahr-*

nehmung Unlust erweckt. Verdrängung gilt der Unlust bereitenden Wahrnehmung eigener Triebregungen, im allgemeinen Sprachgebrauch wird ungenau Verdrängung für alle Entlastungsversuche von störenden Erfahrungen benutzt, ich hatte einen Bleistift in der Hand und machte mir Notizen, ich strich hintereinanderweg ganze Seiten an. Wir müssen die Vielheit von Ordnungssystemen für menschliches Verhalten hinnehmen, das ist der geschichtliche Zwang, dem wir uns zu fügen haben, die blinde Wut, mit der im Westen und Osten Systeme umfunktioniert werden, verweist uns auf den mächtigen aggressiven Triebüberschuss, der wie in den Tagen der Kreuzzüge aus dem eigenen Kulturbereich herauskanalisiert wird – das strich ich an.

Es war durchaus so, dass ich mich von außen sah.

Eine Schaustellerin, in gewisser Weise eine Darstellerin meiner selbst. Eine blonde Deutsche in Wollpullover und Pulswärmern am Fenstertisch einer Kawiarnia in Radom, Polen, achtzig Jahre nach Kriegsende mit Lesebrille und Bleistift zerstreute Anmerkungen in Mitscherlichs »Unfähigkeit« machend, eine Darstellung, die klar bedenklich, wenn nicht schlicht komplett daneben war, ich hatte aber vor, sie auszuhalten. Ich hätte das auch in dieser Wohnung lesen, ich hätte es in Berlin oder wo auch immer, ich hätte es überhaupt schon lange und an sich gelesen haben können, hatte ich aber nicht. Ich las es in Radom. Ich war nach Radom gefahren, um Mitscherlich zu lesen. So sah es aus,

und die Kellnerin ging auch darüber hinweg, sie verschonte das Buch, und sie verschonte mich, der Hefezopf war milchweiß und süß, der Kaffee so stark, dass ich ein ekstatisches Herzstolpern bekam, in der Kawiarnia war es warm, es lief wundersamerweise nie Musik, ich ging mehrmals hin, immer mit Mitscherlich.

Zu Hause, in der Wohnung an der Waryńskiego, benannt nach dem Gründer der ersten polnischen Arbeiterpartei, las ich Babel. Bunin. Ich hatte eine kleine, chaotische Bibliothek mit nach Polen genommen, eine intuitive und überforderte Auswahl von Büchern, die mir in der Berliner Wohnung aus dem Regal mehr oder weniger in die flattrigen Hände gefallen waren, ich hatte sie eingepackt, wie sie gefallen waren, diese Bücher hatten sich mir aufgedrängt oder angeschlossen, sie hatten sich ergeben. Dagermans »Deutscher Herbst«, Wodins »Sie kam aus Mariupol«, Miłosz' »Das Tal der Issa«. Hätte ich in Radom andere Bücher lesen, eine andere Reihenfolge versuchen müssen. Etwas Zeitgemäßes, sogenannt Neues, neue Gedanken lesen müssen, es waren Jahrzehnte in all diese Länder gegangen, und es war immer noch Krieg, der Krieg hatte sich verlagert, ausgedehnt, zersiedelt, aufgehört hatte er nicht. Meine ungeschickte Auswahl war unabänderlich. Ich las Kaminskis »Nächstes Jahr in Jerusalem«, ein Buch, das mir nach der Hälfte unwahrscheinlich auf die Nerven ging, dann Langers »Die neun Tore« und Singers »Eine Kindheit in Warschau«, ich las Gom-

browicz' »Pornographie« und Gombrowicz' »Ferdydurke«, und heute frage ich mich, ob dieses Lesen, abgesehen von der Auswahl, Verdrängen oder Verleugnen war, auf alle Fälle war es erstaunlich nervös. Ich brach das ab. Ich las übergangslos Fords »Der Sportreporter«, auch Ford hatte sich meiner Reise nach Radom angeschlossen, und dann Naipauls »Miguel Street«, und das war ein tröstliches Buch, in dem weit weg in Port of Spain, Trinidad, am Golf von Paria ein Tischler etwas baut, das keine Gestalt annehmen will, er nennt es *Ding ohne Namen*, ich strich das an, es ging dann besser.

Ich las Gedichte. Ich sah aus dem Buch mit den Gedichten, an der Zeile *was kann man ausdrücken nichts kann man ausdrücken das Feuer unter dem Herdring Nasti backt Pfannkuchen*, an dieser Zeile vorbei aus dem Fenster und sah zu, wie ein Mann in einem blauen Trainingsanzug einen Handwagen mit Gasflaschen über den Plattenweg zwischen den Häusern zog, eine Frau in Morgenmantel und Fellstiefeln ein Rudel fetter, wilder Katzen fütterte, ich hörte die Glocken der Kathedrale, sie läuteten unbegreiflich lange. Ich saß, den Kopf in die Hände gestützt, am Schreibtisch und sah zu dieser Kathedrale hin, dann stand ich auf, ging so weit wie möglich vom Schreibtisch weg, machte was anderes.

Ich ging raus. Ich ging in den kleinen vollgestopften Sklep im Haus auf der anderen Straßenseite und kaufte

Leinöl, Weißkäse, saure blasse Gurken aus dem Holzfass, ich kaufte Dill, bucklige Kartoffeln, Meerrettich, Winteräpfel. Ich aß am Tisch in der Mitte des Zimmers und sah dabei auf dem Laptop die deutschen Nachrichten vom vergangenen Tag. Das Internet war geblockt, es war unmöglich, aktuelle Nachrichten anzusehen, ich geriet in eine Zeitschleife, die dem Stand der Dinge entsprach. Die Nachrichten waren unverändert, alle Waffenstillstände sofort wieder gebrochen, täglich ein neues Minenfeld, in Schutt und Asche gelegte Städte, Drohnen über den Grenzen, ein und dieselbe Trümmerlandschaft, indem ich sah, was gestern gewesen war, nahm ich das vorweg, was morgen sein würde, es war zu simpel, aber so war es.

Vormittags saß ich am Schreibtisch.

Ich schrieb was, strich es durch, schrieb was anderes. Ich las.

Über Radom, das habsburgisch, österreichisch-ungarisch, russisch, nach dem Ersten Weltkrieg wieder polnisch und vor dem Zweiten Weltkrieg eine der größten jüdischen Glaubensgemeinschaften Polens gewesen war, fast ein Drittel seiner Einwohner waren Juden, Radom war Zentrum jüdischer Kultur gewesen. Die Deutschen marschierten ein, errichteten ein Generalgouvernement und kapselten Lubin, Krakau, Warschau und Radom ab. Sie errichteten das Ghetto im Frühjahr 1941, sperrten dort anderthalb Jahre lang 33 000 Men-

schen ein, bis sie es im August binnen zweier Tage liquidierten. Wer Widerstand leistete, wurde sofort erschossen. Wer versuchte, sich zu verstecken, wurde gefunden und sofort erschossen. Die SS prahlte mit der Zahl der Erschossenen. Die Mörder wurden zur Abkühlung mit kaltem Wasser aus dem Schlauch abgespritzt. Menschen wurden aus den Häusern getrieben und auf dem Marktplatz erschossen oder für Zwangslager oder Deportation nach Treblinka und Auschwitz selektiert.

Ich sah mir das Foto meines Großvaters an, auf dessen Rückseite jemand in unklarer Absicht und unbekanntem Bezug das Wort *Radom* geschrieben hatte und das Jahr 1941. Mein Großvater auf einem Motorrad der SS am Rand eines weiten Platzes, im Hintergrund die langgestreckte Fassade eines Gebäudes, ein junger Baum, eine niedrige Hecke. Der weite Platz ist beunruhigend verlassen. Hinter meinem Großvater steht ein zweites Motorrad, auf dem zwei Männer sitzen. Alle drei posieren für jemanden, mit dem sie sich gut verstehen, Schnapschuss unter Freunden, es geht ihnen augenscheinlich sehr gut in Radom im Hochsommer, es ist heiß, sie tragen ärmellose Unterhemden, kurze Hosen, ihre Arme, ihre kräftigen weißen runden Schultern sind nackt. Ich sah mir dieses Foto immer wieder an. Ich kam nicht darüber hinweg. Seine mattgelbe Oberfläche war hypnotisch, ich beugte mich mit der Lupe darüber. Das Gesicht meines Großvaters war so sorgfältig glattrasiert, sein Ausdruck schwindelerregend ge-

lassen und stolz. Ich musste wegsehen. Ich pinnte das Foto an die Wand, neben meine Mutter, meinen Großvater im Kreis der Familie, ich pinnte das Foto meines Großvaters im zugeknöpften Mantel und den blanken Schuhen vor den dunklen Tannen dazu; es ergab sich ein Triptychon, dessen Bedeutung sich aber nicht erweiterte, sondern vor meinen Augen verschloss.

Ich nahm das Foto meines Großvaters wieder von der Wand, steckte es zwischen die Seiten von Mitscherlich, steckte das Buch in die Tasche und ging raus. Ich ging nie ohne dieses Foto aus dem Haus, ich trug es bei mir wie ein Soldat ein Foto seiner Liebsten, ich hatte meinen Großvater in keiner Weise lieb, ich trug ihn feindselig bei mir. Ich hatte den Eindruck, dass meine Fähigkeit, ihn einzuholen und in Radom zu stellen, davon abhing, mich umzudrehen und ihm entgegenzugehen. Im Park war der Musikpavillon mit Graffitis besprüht, saßen schwere Jungs in dicken Jacken rauchend auf den Rückenlehnen der Bänke, sprach mich eine alte Frau an, die ich nicht verstand, was bedauerlich war, weil sie so steinalt und verrückt aussah, dass sie den heißen Sommer, den mein Großvater in Radom verbracht hatte, durchaus hätte miterlebt haben können. Ich sagte auf Polnisch, ich spreche kein Polnisch, und sie nickte hintergründig und geringschätzig, sah mich von oben nach unten an, dann winkte sie ab und ging weiter, was hatte sie mit mir bereden wollen. Ich trug

das Foto meines Großvaters, eine entstellte Wünschelrute, durch die ganze Stadt. Die Stadt war total verlassen. Kein Mensch auf der Żeromskiego, die Läden dunkel, die Fußgängerzone verwaist, wenn ich Lampen, Papierkörbe, abgeschaltete Weihnachtsbeleuchtung weggedachte, sah die Flucht der Żeromskiego über die Wałowa bis zum Rynek hin noch immer aus wie im Winter 1939, bevor die Deutschen gekommen waren und das Leben der Menschen zerstört und vernichtet hatten. Ich steckte im vergangenen Jahrhundert, aber ich steckte fest, weiter kam ich nicht. Ich suchte das Haus, vor dem mein Großvater mit dem SS-Motorrad posiert hatte, für Radomer Verhältnisse ungewöhnlich hoch, vier Stockwerke, zwei Giebel, ich suchte die Stadt nach dem leeren Platz auf dem Foto ab, ergebnislos. Ich ging zurück in die stille Wohnung, pinnte das Foto an die Wand, trank Tee, aß einen polnischen Apfel, dann machte ich weiter.

Ich ging ins Historische Museum. Ich fürchtete mich vor dem Historischen Museum, aber ich dachte, wenn ich dort gewesen bin, habe ich mich legitimiert, ich habe mich angemeldet. Im Museum sah ich einen ergreifend schönen, verwackelten Schwarz-Weiß-Film aus dem Leben in der Stadt zwischen den Kriegen, Leute auf der Żeromskiego, Juden, Polen, Ukrainer, die der Kamera mit gesundem Misstrauen begegnen, gutmütig aber entschieden aus ihrem Fokus treten, einander

warnen. Jüdische Männer in schwarzen Kaftanen, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ins Gespräch vertieft, der gelassene Schritt, mit dem sie an der Kamera vorbei zur Wałowa spazieren. Frauen in langen Röcken, Kinder, die sich hinter ihnen verstecken, Lichtspiele, filigrane, durchbrochene Schatten. Neugier und Abwehr hatten etwas Unschuldiges, sie waren herzzerreißend im Vergleich zu dem, was es zehn Jahre später abzuwehren geben würde. Ich sah mir diesen Film mehrmals an, immer wieder von vorne. Ich sah Fotos von Juden, denen zehn Jahre später auf dem Rynek Bärte und Schläfenlocken abrasiert wurden. Ich sah mir ein Album an, in das ein deutscher Soldat unter ein Foto des Ghettos mit Weißstift den Satz geschrieben hatte *Evakuierung im August 1942 in zwei Tagen, aber die Hauptarbeit kam nach der Aussiedlung – unvorstellbarer Schmutz in den Wohnungen und Straßen*. Auf diesem Foto ist die Wałowa leer. Auf dem Trottoir liegen Gegenstände. Weiter weg fegen drei Männer das Pflaster. Der Soldat hatte das Wort *nach* mit dem Lineal unterstrichen.

Im Museum war ich die einzige Besucherin, ich war die einzige Passantin auf dem Rynek, über den ein sibirischer Wind pfiff, die Einzige, die in der frühen, frostigblauen Stunde durch den Kościuszko-Park lief. In den Hinterhöfen bellten Hunde, und ihr Bellen machte, dass ich unerwartet Angst empfand, das unbestimmte und unwillkürliche Gefühl, in ein Areal gera-

ten zu sein, in einen Riss im Gefüge, vor dem ich mich in Acht nehmen musste.

Ich rief Abend für Abend meine Mutter an.

Ich sagte, wann genau sind deine Brüder geboren worden, jaja, ich weiß es, ich würde trotzdem noch mal mit dir darüber sprechen wollen, lass uns einfach noch einmal über all das sprechen, bist du einverstanden, könnten wir das versuchen.

Ich sagte, wann haben deine Eltern sich scheiden lassen. Und was, ich bitte dich, dich zu konzentrieren, was ist deine allererste Erinnerung an deinen Vater.

Meine Mutter wich der Frage nach der Scheidung ihrer Eltern aus. Sie ließ die ersten sieben Jahre ihrer Kindheit mühelos beiseite und setzte irgendwo ein, möglicherweise hatte sie mich akustisch nicht verstanden.

Sie sagte, dein Großvater war Elternsprecher in meiner Schule. Er hat mir beim Schreiben meiner Aufsätze geholfen, ich konnte keine Aufsätze schreiben, er konnte das, hier machte sie eine bedeutsame Pause, entweder wollte sie mir mit dieser Pause etwas sagen, oder sie dachte nach, sie versuchte doch ernsthaft, mir etwas zu erzählen. Ich war mir nicht sicher, ob es für diese unsere Art der Unterhaltung zu- oder abträglich war, dass ich sie nicht sehen, nur ihre Stimme hören konnte, ich hatte nur ihre Stimme, mehr hatte ich nicht.

Sie sagte, wir waren gut erzogen. Das mag in deinen

Augen unwichtig und nebensächlich sein, aber so war es. Wir waren höflich, äußerst manierlich und darüber hinaus schüchtern. Alle drei. Unerträglich schüchtern.

Meine Mutter ist alt. Sie hat die meisten Dinge schon hinter sich gebracht. Ihr fällt immer dasselbe ein. Unsere Gespräche über ihre Kindheit sind Iteration ohne Ergebnis. Meine Mutter wiederholt Begebenheiten wie Gebetsmühlen, sie beharrt auf einer Handvoll Bilder, außerdem ist sie bis heute brav. Sie kommt nicht vom Weg ab, sie *entwirktlicht*, wie ich in der Kawiarnia las, *hinter einem Schleier der Verleugnung*, es ist begreiflich für mich, dass sie sich sträubt: Sie zerreißt die Bindung nicht. Meine Reise nach Radom änderte daran erstaunlicherweise nicht das Geringste.

Sie sagte, du möchtest, dass ich dir etwas Negatives sage, nun, ich sage dir etwas Negatives. Bei uns zu Hause wurde unentwegt gestritten. Geschrien und gewütet, es flogen Hämmer durch die Küche.

Wer warf den Hammer, sagte ich. Deine Mutter oder dein Vater.

Meine Mutter antwortete nicht. Sie atmete ein, sie erinnerte sich an etwas hörbar Kleines, dann atmete sie aus und ließ das fallen. Sie schien sich aufzurichten. Sie sagte entschlossen, das Haus war uns wohlgesinnt, alle waren meinem Vater wohlgesinnt, mehr als das, er konnte sie alle um den Finger wickeln.

Ich sagte, ja, aber das war in den Jahren nach dem Krieg. Alle haben gewusst, wo er gewesen war. Was er aller Wahrscheinlichkeit nach getan hatte. Wie konnte er sie da um den Finger wickeln.

Meine Mutter sagte, du steigerst dich hinein. Du solltest vielleicht versuchen, dich nicht so aufzuregen.

Ich saß am Schreibtisch und hörte ihrer Stimme zu. Ich versuchte, Nuancen und Schattierungen zu begreifen, Pausen zu deuten, ihr Schlucken, Räuspern, vielsagendes Schweigen. Ihre Antworten klangen, als wäre sie abwesend, als dissoziiere sie, weder war sie wirklich am Telefon, noch war sie überhaupt irgendwo dabei gewesen. Ich sah sie aber deutlich vor mir, Hunderte Kilometer entfernt, auf dem Thonet-Stuhl an ihrem Schreibtisch, umgeben von den Büchern ihrer Säulenheiligen James und Hardy, beschützt vom liebenswürdigen Durcheinander ihrer Korrespondenzen, Zeichnungen der Kindeskinder, Muranoglaskugeln auf dem Fensterbrett und den silbergetupften Blättern der Forellenbogenie, die wächst und wächst, als wäre das Leben meiner Eltern unendlich, behütet sogar vom Abwaschgeklapper meines Vaters in der Küche, oh, meine Mutter ist, dachte ich in Radom, ein reicher, zufriedener Mensch.

Sie gähnte kindlich. Sie spürte, dass ich nachließ, abließ, sie ließ ihrerseits nach, sie sagte, hörst du das, dein Vater plantscht. Er wäscht nicht ab, er plantscht. Er setzt die ganze Küche unter Wasser.